

Berliner Volksblatt.

Organ für die Interessen der Arbeiter.

Das „Berliner Volksblatt“

erschint täglich Morgens außer nach Sonn- und Festtagen. Abonnementspreis für Berlin frei Haus vierteljährlich 4 Mark, monatlich 1,35 Mark, wöchentlich 35 Pf. Postabonnement 4 Mark. Einzelne Nummer 5 Pf. Sonntags-Nummer mit dem „Sonntags-Blatt“ 10 Pf. (Eingetragen in der Postzeitungspreislifte für 1888 unter Nr. 849.)

Insertionsgebühr

beträgt für die 4 gespaltete Petitzeile oder deren Raum 25 Pf. Arbeitsmarkt 10 Pf. Bei größeren Aufträgen hoher Rabatt nach Uebereinkunft. Inserate werden bis 4 Uhr Nachmittags in der Expedition, Berlin SW., Zimmerstraße 44, sowie von allen Annoncen-Bureaus, ohne Erhöhung des Preises, angenommen.

Redaktion: Genthstraße 2. — Expedition: Zimmerstraße 44.

Handglossen zum Katholiken- und Gustav-Adolph-Tag.

Die letzte Woche gehörte den religiösen Eiferern. In Freiburg, im schönen Breisgauer Land, musterte Windthorst seine Heerschaaren auf dem Katholikentag, in Halle a. d. S. trafen sich die protestantischen Kirchensäulen unter dem Zeichen des Gustav-Adolph-Bereins, und damit auch die lastige Person beim ernstesten Spiel nicht fehlte, gaben sich in derselben Zeit die altkatholischen Professoren ein Rendezvous im prächtigen Heidelberg, wo der Schulte den Reinken und der Reinken den Friederich anhochte, und wo diese Kirchenlichter wieder einmal überzeugen konnten, daß, wenn es jemals eine Spottgeburt gegeben hat, der nationalliberale Altkatholizismus eine solche gewesen ist.

Etwas mehr Beachtung als der „Professorentag“ in Heidelberg verdienen die Versammlungen in Freiburg und Halle. Der Katholikentag ist der Jahreskongress des Centrums, und bei der Bedeutung, welche diese Partei in unserem politischen Leben nimmt, können die Beschlüsse ihres Parteitags nicht gleichgültig sein. Daß man in Freiburg sich aufs hohe Ross setzte und den Mund sehr voll nahm, wer kann es Herrn Windthorst und seiner Gefolgschaft verdenken? Ein Vergleich zwischen den beiden Versammlungen in Freiburg und Heidelberg zeigt doch, wie sehr die römisch-katholischen Grund haben, auf ihre Erfolge stolz zu sein und sich mit hochfliegenden Plänen für die Zukunft zu tragen. Die nicht mit so großen Hoffnungen ins Leben gerufene Altkatholikenbewegung, aus der die deutsche Nationalkirche hervorgehen sollte, wer kümmert sich heute noch um sie? Ein halbes Duzend Professoren, ein Pfarrer und einige Beamte, die während der Hochzeit des Kulturkampfes glaubten, daß ihre Zugehörigkeit zur katholischen Kirche ihnen beim Avancement schädlich sein könnte und die sich deshalb dem von den Regierungen begünstigten Altkatholizismus zuwandten, das ist alles, was von der einst mit so großen Ansprüchen aufgetretenen altkatholischen Bewegung noch übrig geblieben ist. Im Volke hat man von der Existenz einer altkatholischen Kirchengemeinschaft kaum mehr eine Ahnung, die „Pfarrer“ des „Bischofs“ Reinken predigen überall vor leeren Bänken, wenn sie überhaupt noch predigen.

Welch' ganz anderes Bild bietet die Versammlung in Freiburg dar! Der „Kampf gegen Rom“ ist verstummt, und die „Römlinge“ geberden sich heute, als hätte außer ihnen kein Mensch mehr etwas zu sagen in der Welt. Der Schulmeister von Sadowa“ ist in Freiburg als Kinderpöbel behandelt worden, und fühner als je wurde dort die Auslieferung der Schule an die Kirche verlangt. Auch in höherer Politik wurde gemacht, und während sich der deutsche Kaiser anschickt, dem König von Italien einen Besuch

in Rom abzustatten, fordert man in Freiburg die Herausgabe des Kirchenstaates an den Papst und erklärte in ganz unzweideutiger Weise die Befestigung Roms durch das italienische Königthum als Kirchenraub. Windthorst weiß sich im Gefühl seiner Macht kaum ein Genüge zu thun, und stolz erklärt er die 35. Generalversammlung der Katholiken in Freiburg als die großartigste und wichtigste, die je stattgefunden.

Wer denkt noch an die Kanossasäule im einsamen Parz droben, angesichts der stolzen Versammlung im Breisgau und der noch stolzeren Sprache, die dort geführt wird?

Wie sich doch die Zeiten ändern!

Nur in den Köpfen unserer protestantischen Orthodoxen scheint eine Wandelung nicht vorgehen zu können. In diesen spult das Gespenst von der „babylonischen Sire“, die in Rom sitzt, noch immer herum, und so haben sie denn auf ihrem Jahrestag in Halle wieder all' die alten Kraft- und Schimpfphrasen über Rom und den Papst zum Besten gegeben, welche seit Luthers und Melancthons Zeiten überall erschallen, wo sich die Herren vom „reinen Gotteswort“ zusammensinden.

Dabei ist einem dieser Gottesstreiter in Halle wieder ein rechter Schnitzer passiert. Der Vorsitzende des Gustav-Adolph-Bereins, Geh. Kirchenrath Friede, erklärte nämlich im Verlaufe einer fulminanten Philippika gegen den Papst und die katholische Kirche: „Ich behaupte, Rom würde nicht mehr existiren, wenn es sich nicht auf Grund der in der Reformation gegebenen Anregungen reformirt hätte.“

Also Rom, d. h. das Papstthum mit all' seinen in den Augen eines echten und rechten Orthodoxen greulichen Einrichtungen und Heereien, ist uns durch die Reformation erhalten worden. Das ist doch ein recht nettes Geständniß von Seiten eines protestantischen Kirchenlichts. Und leider hat der Mann nur allzu recht. Die Reformation, d. h. das, was Herr Friede und seine kirchlichen Freunde unter Reformation verstehen, nämlich die Bildung von Staatskirchen und der Fürstenomnipotenz, wie sie von Luther ausging und besonders von Melancthon gelehrt wurde, sie hat dahin geführt, daß die Früchte der humanistischen Reformation, die mit dem Papiismus thatsächlich bereits fertig war, dem deutschen Volke wieder verloren gingen und ein Theil des letzteren dem Papstthum, als dem kleineren Uebel, wieder zusiel, während der andere Theil zu dem weltlichen Despotismus des absoluten Fürstenthums auch noch den geistigen des Landesfürstenthums mit dem Fürsten als oberste und letzte Rechtsquelle an der Spitze auch in kirchlichen Dingen versiel.

Herr Friede hat recht: wenn das Volk nach den geistigen Kämpfen des 15. und 16. Jahrhunderts schließlich wieder dem Papstthum zum Opfer fiel, so war nicht zum geringsten die Art und Weise schuld, wie Luther und Melancthon und

ihr Anhang alle Vollrechte preisgaben und der Fürsten- und Herren-Allmacht das Wort redeten. So schlimm die Herrschaft Roms auch gewesen war, die Herrenwirthschaft, wie sie sich etablierte, nachdem die Klöster aufgehoben und die geistlichen Besitzthümer in das Eigenthum weltlicher Herren übergegangen waren, sie zwar noch viel schlimmer. Wenn die deutschen Bauern meinten, daß sie die Forderungen, die sie in ihren 12 Artikeln aufgestellt hatten, mit der Bibel beweisen könnten und wenn sie erklärten, daß sie auf jede einzelne Forderung verzichten wollen, wenn man ihnen nachweise, daß sie mit den Satzungen der heiligen Schrift nicht übereinstimmen, so mußten sie bald erfahren, daß das Coangelium, diese „frohe Botschaft“, sich auch trefflich dazu eigne, die Rechte der Herren und die Knechtschaft der Bauern „gestützt auf Gottes Wort“ zu erweisen. Luther und Melancthon wurden nicht müde, den Unterthanen die Lehre von dem unbedingten Gehorsam gegen die Befehle der weltlichen Obrigkeit vorzutragen. Zugleich eiferten sie für die Handhabung des strengsten Regiments gegen das Volk: „Der gemeine Mann müsse mit Würden beladen sein, sonst werde er muthwillig.“

„Die Schrift nennt die Obrigkeit,“ schrieb Luther im Jahre 1526, „Stadmeister, Treiber und Anhalter, durch ein Gleichniß. Wie die Eselstreiber die Esel, welchen man allzeit muß auf den Hals liegen, und mit der Ruthe treiben, denn sie gehen sonst nicht fort: also muß die Obrigkeit den Böbel, Herrn Amnes, treiben, schlagen, drängen, hanteln, brennen, köpfen und radbrechen, daß man sie fürchte, und das Volk also in einem Zaume gehalten werde. Denn Gott will nicht, daß man das Gesetz dem Volke allein fürhalte, sondern daß man auch das selbige treibe, handhabe und mit der Faust in's Werk zwingt. Denn so man es allein fürhietle dem Volke und nicht triebe, so wird nichts daraus.“

Getreu diesen seinen Grundsätzen war Luther, dieser zu einem Fürstendiner gewordenen Bauernsohn, ein Verehrer und Vertheidiger der Leibeigenschaft, d. h. der verfluchten Sklaverei. „Da nahm Abimelech,“ sagte er in seinen Predigten über das erste Buch Moses, „Schaaf und Rinder, Knechte und Mägde, und gab sie Abraham und sprach zu Sara u. s. w. Ist ein königlich Geschenk. Das hat er ihr geben über die Schaaf, Rinder, Knecht und Mägde, sie sind auch alles leibeigene Güter, wie ander Vieh, daß sie die verlaufenen wie sie wollten: wie noch schier das beste wäre, daß es noch wäre, kann doch sonst das Gesind Niemand zwingen noch zähmen.“

Die Vorliebe für die Leibeigenschaft machte Luther, diese Grundsäule des Christenthums, sogar zu einem Lobredner des Heidenthums. „Zur Heidenzeit,“ predigte er, „da war fein Regiment. Ist ist's gar nichts. Ein

Feuilleton.

Ihre Tochter.

[84

Kriminal-Roman nach dem Französischen von R. Detring
Die Tafelrunde achtete kaum auf Jeannens Entfremung. Alle waren schon etwas trunken und laut ging es im Salon her.

Jeanne kam ohne Hinderniß die Treppe hinab und der Portier des Restaurants wunderte sich nicht allzusehr, als sie einen Wagen wünschte, obwohl sie ohne Hut und Mantel war.

Seit er seinen wichtigen und einträglichen Posten bekleidete, hatte er schon ganz andere Dinge erlebt, und so besaß er sich, ein Kouspe herbeizuholen.

„Nach meinem Hause in der Avenue d'Eylau,“ sagte Jeanne zu dem Portier, der sie seit langer Zeit kannte und ihre genaue Adresse wußte.

Er rief dem Kutscher ihren Befehl zu, und bald rollte der Wagen schnell mit ihr dahin.

Als der Kutscher eben in die Rue Laitout einbiegen wollte, um über den Boulevard Haußmann und die Avenue Friedland nach der Avenue d'Eylau zu gelangen, öffnete Jeanne eines der Vorderfenster des Wagens und rief ihm zu:

„Fahren Sie über den Platz de la Concorde und halten Sie am Corso la Reine, so nahe als möglich am Restaurant Le Doyen.“

„Verstanden,“ erwiderte der Kutscher, der oft solche Damen fuhr und an derartige Aenderungen des Ziels gewöhnt war.

Der Wagen schlug die angegebene Richtung ein, und Jeanne sammelte sich zu ihrem Todesgang.

Sie hatte an alles gedacht. Die Briefe, die sie an Guntram und Andreas von Elen gerichtet, theilten beiden ihren Entschluß mit, ihrem Leben ein Ziel zu setzen.

Die Geschichte von ihrer Abreise nach Rußland hatte Glauben gefunden, sie hoffte auch, den Leuten, die sie soeben verlassen, ausgerebet zu haben, sie hätte eine Tochter. Ihre Rolle war ausgespielt, und wie eine Schauspielerin hinter die Kulisse tritt, wollte auch sie verschwinden. Ihre Augen glänzten nicht mehr, ihr Mund lächelte nicht mehr. Sie dachte an Theresie, die sie nicht mehr widersprechen sollte.

„Sie wird leider,“ flüsterte sie vor sich hin, „aber sie wird mich mit der Zeit vergessen. . . Sie liebt und wird ihn heirathen, wenn ich todt bin. . . er hat es Guntram geschworen, und wird sein Wort halten. . . Wenn er meinen Brief liest, wird er vielleicht Mitleid mit mir haben. . . Auch mein Name wird ihn nicht stören, denn nur Guntram weiß, daß ich Jeanne Baldieu heiße. . . Mein Gut und Gut bekommen die Armen, ich vermachte es ihnen durch mein Testament, das ich Guntram geschickt habe. . . Der Baron von Elen kann sehr wohl die natürliche Tochter eines englischen Edelmannes heirathen. . . Wenn das Opfer meines Lebens nicht genügt, seinen Stolz zu bestegen, so hat er kein Herz, so verdient er nicht, geliebt zu werden. Und kann Theresie Baldieu, wenn Niemand mehr an Frau von Loris denken wird, sich einen Mann wählen, der ihrer würdig ist. Ich bitte Guntram, ihr Beschützer zu sein. . . oder wenigstens über sie zu wachen. . . Er wird diese meine letzte Bitte erfüllen und das Geheimniß wahren. Ich kann also sterben.“

Der Wagen hielt in der Nähe des Restaurants Le Doyen, Jeanne stieg aus, drückte dem Kutscher einen Louisd'or in die Hand und sagte zu ihm:

„Warten Sie hier bis Mitternacht auf mich. Wenn ich bis dahin noch nicht zurückgekommen bin, können Sie heimfahren.“

„Gut,“ erwiderte der Mann auf dem Bock, der sein Handwerk als Nachkutscher verstand. „Ich danke der gnädigen Frau vielmals und erlaube mir noch darauf aufmerksam zu machen, daß man uns vom Café Anglais aus in einem andern Wagen nachfährt.“

Jeanne hörte kaum auf diese Bemerkung. Sie schlug den Weg zum Restaurant ein, statt aber einzutreten, bog sie ab, wendete sich sofort nach links und eilte im Schatten der Bäume dahin, die den Corso la Reine einfaumten.

Nach lief sie dahin und fand den Durchlaß, der als schmaler Fußpfad zum Ufer der Seine führt.

Einsam lag das Ufer da. Jeanne blieb einen Augenblick stehen und sah in den dunklen Fluß, der sich ruhig zu ihren Füßen dahinwälzte, dann kreuzte sie die Arme über die Brust und neigte sich nach vorwärts, um in's Wasser zu stürzen.

In diesem Augenblick legten sich zwei starke Hände auf ihre Schultern und zogen sie gewaltig zurück.

„Lassen Sie mich,“ preßte sie hervor und suchte sich mit aller Macht loszureißen.

Aber sie war nicht stark genug, und bevor sie sich zu recht finden konnte, war sie schon zehn Schritt vom Ufer zurückgerissen.

Jetzt erst bekam sie den Mann zu sehen, der sie noch immer festhielt, und ein Schrei entrang sich ihr:

„Sie! Sie wollen mich am Sterben hindern!“

Ihr Retter war Andreas von Elen, war Andreas, der bleich, athemlos und fast eben so erregt wie sie vor ihr stand.

„Ein Glück, daß ich noch zu rechter Zeit kam!“ flüsterte er.

„Sie haben mich gerettet,“ wiederholte Jeanne noch halb sinnlos.

„Ich wartete an der Thür des Café Anglais auf Sie.“

„Woher wußten Sie, daß ich dort war?“

„Ihre Kammerfrau sagte es mir.“

„Sie haben sie gesehen!“

„Ich kam gerade in mein Hotel zurück, als sie dem Portier den Brief gab, den Sie an mich gerichtet. Ich öffnete ihn in ihrer Gegenwart. . . ich ahnte fast, was er enthielt und hieß deshalb das Mädchen warten. Es fiel

Knecht galt dasmal ein Gulden ober achte, eine Magd ein Gulden oder sechs, und mußte thun, was die Frau mit ihr machte. Und sollte die Welt lange stehen, könnt man's nicht wohl wieder halten im Schwang, man müßt es wieder aufrichten."

Also ohne Leibeigenschaft und Sklaverei schien dem großen Reformator die Welt nicht bestehen zu können. Ganz in derselben Weise verstand Melancthon die „evangelische Freiheit“. Dieser entdeckte sogar, „daß der geringen Leut' Dienste und Last viel gelinder sei, denn die der regierenden Personen, die treulich in Kriegen, Rächen und Aemtern arbeiten wollten."

Melancthon widerspricht auch, die Lasten des Volkes zu mildern, denn: „wie dem Esel sein Futter, Last und Ruhe gehört, also gehört dem Knecht sein Brot, Arbeit und Strafe."

Wer kann sich wundern, daß angesichts solcher Lehren dem Volke der Geschmack an der neuen Heilsbotschaft verging, und daß es sich thatsächlich wieder nach den Zeiten der Herrschaft des Krummstabes zurück sehnte.

Wahrlich, die Herren Reformatoren haben es Rom gar leicht gemacht, sich wieder in die Gunst des Volkes zu setzen, und wenn heute die katholische Kirche noch in Macht und Glanz dasteht, so sind jene am wenigsten schuld daran, deren Sozialpolitische Weisheit nicht weiter reicht als bis zur Wiedereinführung der Sklaverei und Leibeigenschaft, wie sie die Welt zur Zeit der Erzwäter Abraham und Isaaq kannte.

Freilich ist die Sklaverei nicht wiedergekommen und auch von der Leibeigenschaft sind nur noch in ganz zurückgebliebenen Gegenden letzte Reste vorhanden trotz der Sympathien der „Reformatoren“ für diese Institute. Die Menschheit schreitet eben ihren Gang doch fort zu immer höherer Vervollkommenung trotz aller jener Dunkelmänner, die auch in voriger Woche in Halle wie in Freiburg ihre Maschen wieder knüpften, um den freien Geist darin zu fangen. Es wird dies nicht gelingen, ebenso wie es nicht mehr gelingen wird, trotz aller Heereien von geschickter und geschorener Seite, das deutsche Volk wieder in einen Glaubensstreit zu verwickeln. Der protestantische wie der katholische Proletarier wissen, daß es für sie andere Fragen zu lösen giebt, als die, welche in Halle und Freiburg auf der Tagesordnung standen. Sie gehen ihren eigenen Weg und lachen über das „Mönchsgezanf".

Politische Uebersicht.

Herr Lavetene, der Verfasser des „Ueigentums“, hat in jüngster Zeit in einem delphischen Blatte eine Reihe von Artikeln veröffentlicht, welche die Berechtigung des sozialistischen Grundgedankens zugeben und sich direkt dafür aussprechen, daß die Arbeitsinstrumente Gemein- oder Staatseigentum sein und jedem Arbeiter zur Verfügung stehen müssen. Die Anerkennung, welche diese Artikel in sozialistischen Kreisen fanden, und der Widerspruch, den sie in den Bourgeoiskreisen hervortrieben, haben aber den Verfasser, einen etwas englischen Mann, derart erschreckt, daß er seinen einen Schlussartikel schrieb, in welchem er seinen früheren Artikeln die sozialistische Spitze abbrechen sucht. Er sagt da, nicht wörtlich, aber genau dem Sinne nach: „Allerdings haben die Arbeiter ein Recht auf den Besitz der Arbeitsinstrumente; damit dies erreicht werde, ist es jedoch nicht nöthig, daß der Staat oder die Gesellschaft die Arbeitsinstrumente dem Privatbesitz entzieht. Jeder Arbeiter hat es in seiner Macht, durch eigene Thätigkeit und eigene Willenskraft sich persönlich in den Besitz der erforderlichen Arbeitsinstrumente zu setzen. Er braucht nur — keinen Schnaps oder keine sonstigen alkoholischen Flüssigkeiten zu trinken. Es ist das kein Spaß — es ist buchstäblich wahr. Und ein neuer Beweis dafür, wie läbmend die Furcht vor dem roten Gespenst auf das Hirn selbst denkräftiger Menschen wirkt. Und nun bedenke man die Wirkungen auf die „Denkschwachen“, die bekanntlich in sehr großer Anzahl vorhanden sein sollen."

Das Ausscheiden Bennigsen's aus dem hannoverschen Wahlcomitee der nationalliberalen Partei und sein Entschluß, sich der Theilnahme an der bevorstehenden Landesversammlung der Partei zu enthalten, wird niemanden überrascht haben; es war von vornherein als selbstverständlich anzusehen, daß der neue Oberpräsident fortan auf die Stellung eines Parteihauptes verzichten werde. Das wird auch für seine parlamentarische Wirksamkeit gelten, wenn er bei dem Entschlusse bleiben sollte, sich auf's Neue um ein Mandat zu bewerben; die Leitung einer Partei im Reichstage, die nicht unbedingt auf die Gefolgschaft der jeweiligen Regierung eingeschworen ist, kann nicht in den Händen eines von Regierung abhängigen Beamten ruhen. Die

Nationalliberalen versichern ja täglich, sie seien unabhängig und würden es bleiben; nun stelle man sich vor, ihre Unabhängigkeit heiße von ihnen Opposition gegen bedeutsame Gesetzesvor schläge oder gegen die Gesamtpolitik der Regierung, und an der Spitze dieser Opposition, als ihre Seele und ihr Leitstern, stehe ein preussischer Oberpräsident! Nein, man stelle es sich lieber nicht vor, denn dergleichen ist unmöglich. Wenn der Reichslangler wirklich gewünscht hat, daß Herr v. Bennigsen im Reichstage verbleibe, so mag ihm dabei der Gedanke vorgeschwebt haben, daß sich der Einfluß dieses Politikers auch im Stillen und zwar in einer Weise geltend machen werde, die den Nationalliberalismus vor Rückschlägen in die Opposition bewahren werde. Das wird wohl auch so kommen und aus dem Parteiführer ein à la suite der Partei gestellter Regierungskommissar werden.

Auf nationalliberaler Seite belagert man sich darüber, daß die preussische Regierung noch rein gar nichts von ihrem Wahlprogramm verlaublich läßt. „Auf allen politischen Gebieten“, schreibt die „Nationalliberale Korrespondenz“, „sind die Aufgaben, mit welchen sich der Landtag in nächster Zeit zu beschäftigen haben wird, in starkes Dunkel gehüllt und die Absichten der Regierung schwer zu erkennen, so auf dem Gebiete der inneren Verwaltungsreform, des Steuerwesens, der Kirchen- und Schulpolitik, und es soll nicht zu erwarten sein, daß vor den Wahlen noch wesentliche Aufklärungen erfolgen. Das entspricht freilich auch einer früher geübten Taktik der Regierung.“ — Daß die preussische Regierung diesen guten und folgsamen nationalliberalen Kindern auch so etwas antun mag! Die „Freis. Bzg.“ glaubt, daß die Regierung den Wählern nichts zu bieten habe, wodurch sie deren Uneinigung gewinnen könne. Auf eine Wahlkampagne, wie die gegenwärtige, pflegten dann die Wähler zu folgen, wie im Jahre 1882, wo die Regierung ganz unerwartet mit dem Vorschlage einer Schatzgewerbesteuer auftrat.

In Erinnerung daran, daß vor zehn Jahren der Reichstag zusammengetreten ist, welcher des Sozialisten-Ausnahmengesetz beschloß, bringt die „Nordd. Allg. Bzg.“ einen langen Artikel, dessen kurzer Sinn dahin wiederzugeben ist, daß das Sozialistengesetz gedehlich gewiß habe und daß man dasselben noch nicht entzählen könne. Die Begründung, welche die „Nordd. Allg. Bzg.“ hierfür anführt, ist vielleicht noch etwas oberflächlich als diejenige, welche in den jährlichen Rechenschaftsberichten über die Handhabung des Sozialistengesetzes an den Reichstag wiederkehrte. So unbedeutend die Ausführungen der „Nordd. Allg. Bzg.“ auch immerhin sind, so geht aus ihnen jedenfalls hervor, daß die Regierung nicht gesonnen ist, auf das Sozialistengesetz zu verzichten. Wer hätte auch daran je zweifeln wollen!

Die 35. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in Freiburg i. Br. (siehe den heutigen Leitartikel) zeigt, daß der „Kulturkampf“ das beste Mittel gewesen ist, um den Ultramontanismus zu einer ausschlaggebenden Macht im Staatsleben zu machen. Die Herren Windthorst und Genossen feierten ein Siegestest und bekundeten die feste Absicht, noch mehr Erfolge, noch mehr Zugeständnisse in der nächsten Zeit sich zu erringen. Daß die Sozialgelehrten des Zentrums die Arbeitstrage wieder einmal durch das Christenthum lösen wollten, liegt auf der Hand. Bezeichnend ist es aber, daß der Antrag des schweizerischen Clericalen Decurtius, für eine internationale Fabrikgesetzgebung einzutreten, — Decurtius geht in Sachen des Arbeiterschutzes Hand in Hand mit der schweizer Demokratie — auf Drängen der deutschen Zentrumsleute zurückgezogen (!) wurde. Die sozialreformatorischen Broschüren der Ultramontanen werden ergänzt durch ihre reaktionären Thaten (siehe Sozialistengesetz, Schützölle, Militär-etat). Wir kennen unsere Voppenheimer!

Aus der Hinterlassenschaft des Geheimen Hofraths Schneider veröffentlicht die „Neuzeitung“ in endloser Folge Wochenüberblicke aus den Jahren 1848 bis 1850. Die Aufzeichnungen sind von verzehrender Langeweile, sie haben kein objectives und wegen der unglücklich subalternen Auffassung ihres Urhebers auch kein subjektives Interesse. Nur ganz vereinzelt findet sich in der Spreu ein Körnchen, das unfreiwillig Wahrheit enthält. So hebt der „B. G.“ folgendes Zitat heraus: „Das Attentat, welches ein Freischützer gegen den Prinzen von Preußen begangen (bei Ober-Ingelheim), ist unweifelhaft politischer Natur, obgleich es an eine Verschönerung, an einen Plan dafür nicht glaube. Dergleichen Thaten begeht meistens nur der Fanatismus des einzelnen. Man wird sich viel Mühe geben, eine organisierte Mörderbande aus den Verhörten heraus zu konstruieren, aber den Beweis dafür nicht erbringen können, wie bei den meisten solchen Fällen. Die Hauptsache ist, daß der Prinz nicht getroffen wurde, und das Verbrechen gegen ihn wird ihm nur noch populärer machen.“ — Das Juarezändchen, daß „man sich Mühe giebt, eine organisierte Mörderbande aus den Verhörten heraus zu konstruieren“, ist beachtenswerth um der Stelle willen, von welcher aus es gemacht wird.

Auf dem Congreß der Sangewerksmeister, welcher gegenwärtig in Stuttgart tagt, wurde u. a. beschlossen, in Petitionen an den Reichslangler, Bundesrath und Reichstag auf die Mängel des Krankenlosgesetzes vom 15. Juni 1883 hinzuweisen, für eine einheitliche Organisation der Krankenlassen

einzutreten und „insbesondere die freien Hilfsklassen als schädlich zu bezeichnen“. Die herrschende Reaction wird solche Anschauungen, die im heruntergelommenen Bürgerthum herrschend sind, zu verwerthen wissen.

Zur Altersversicherung. Der lat. Bezirksrath Dr. Schmid in Bruch bei München erklärt, daß die Altersversicherung für Arbeiter in Spinnereien nicht in Betracht komme, „da Folge Manuels an höheren Altersklassen“.

Als Polizeimeister in Bamern ist nach Mittheilung verschiedener Blätter ein Berliner Polizist mit Namen Hörschel bestimmt, welcher sich Mitte dieses Monats nach Westafrika begeben wird. Derselbe soll aus Hausangeregen eine Polizei bilden, welche die Beamten auf ihren Büden begleiten und die ausgesprochenen Urtheile, meistens Prügel, vollziehen soll. Die Hausangeregen tragen eine weiß- und blaue gestreifte Uniform. Von Bamern soll sich der Polizeimeister nach dem Tozogebeil begeben, um dort ebenfalls eine Polizeiorganisation herzustellen. Hoch die Kolonisation!

In der Johann Jacoby-Stiftung bemerkt die „Königl. Part. Bzg.“ noch folgendes: „Nach dem Tode Johann Jacoby hatte sich hieselbst ein Komitee zur Errichtung eines Denkmals für den Dahingegangenen gebildet. Aus dem Ertrage der zu diesem Zweck veranstalteten Sammlungen wurden zunächst die Kosten für eine von Professor Siemering in Berlin gefertigte lebensgroße Marmorbüste gedeckt. Die Schicksale dieses plastischen Meisterwerks sind bekannt. Nachdem zunächst die Aufnahme desselben im Stadtmuseum abgelehnt worden war, suchte man einen Platz im Städtischen Theater vor, und mußte sie von hier auf Verlangen der königlichen Regierung entfernt werden und ruht demzufolge einstmals in der alten Universitätsaula (jetzigen Stadtbibliothek). Den Ueberblick der damaligen Sammlung von 5900 M. verwendete das Komitee zu Unterstützungen an gewerbliche Arbeiter, namentlich für die technische Ausbildung. Im vorigen Jahr hat das Komitee dem Ableben des Herrn Professor Köhler, der die Gelder dahin vererbt hatte, den Magistrat, die Verwaltung des Hospitals zu übernehmen und aus den Zinsen Stipendien an die fuge Handwerker zur gewerblichen Ausbildung und Pächter von Lehrlinge in der Fortbildungsschule zu zahlen. Der Magistrat war auch bereit gewesen, eine solche Dr. Johann Jacoby-Stiftung zu übernehmen, die Minister des Innern hat aber abgelehnt, für diese Verwendung die erbetene, nach dem nochwendige königliche Genehmigung nachzusuchen. Der Magistrat hat ein solches Schicksal gewiß nicht vorzusehen lassen.“ — Es erscheint uns seit vielen Jahren sehr merkwürdig, daß die Regierung keine Stiftung, die den Namen Johann Jacoby trägt, unter ihre Fittiche nimmt, oder die eine Gemeinde nehmen läßt. Was soll der junge Mann denken, wenn er von der Behörde eine Unterstützung im Namen einer Sozialdemokraten ausbezahlt erhält. Schimpfen wird er mindestens nicht auf denselben. Wenn die Bourgeois Freunde Johann Jacoby's im Sinne dieses Mannes handeln wollten, so würden sie wissen, daß die Verwaltung der Stiftung an besten Arbeiterhänden anvertrauen könnten.

Aus Dresden, 9. September, schreibt man uns: Die Bewohner unseres Nachbarortes Strichen kamen heute Morgen nicht geringe Aufregung. Früh 4 Uhr rüdten ungefähr anderthalb Duzend Gendarmen und Polizisten in den Ort ein und unternahmen in drei Abtheilungen eine allgemeine Raubverbotenen sozialistischen Schriften. Das Resultat soll nicht Null gewesen sein. Mit Ausnahme einer Anzahl alter Nummern des „Hüricher „Sozialdemokrat“ aus dem Jahre 1883, die einem der mit Hausdurchsuchung Bedachten beschlagnahmt wurden, wurde nichts gefunden. Die Raubdurchsuchung soll demnach zurückzuführen sein, daß vor 8 Tagen Striesener Arbeiter eine Sonntagspartie in die weitere Umgebung von Dresden (Dobru Mägeln u.) machten und anderen Tages nach deren Entfremdung zahlreiche sozialistische Schriften auf Arbeitsplätzen und in Fabrikräumen gefunden wurden.

Aus Veltin schreibt man uns: Am Sonntag, 28. August, Vormittags wurden die hiesigen Fabriken durch den Amtsvorsteher auf Veranlassung der höheren Behörde vertheilt da bei der letzteren eine Denunziation eingelaufen war, daß jedem Sonn- und Feiertage Vormittags regelmäßig gearbeitet wird, was auch der Wahrheit vollkommen entspricht; ganz besonders werden die vielen Lehrlinge dazu gezwungen, auch diesen Tagen ihr Arbeitspensum zu leisten, ohne daß irgend welche Entschädigung dafür geboten wird. Es hat sich bei dieser Art der Sonntagsarbeit nicht nur um unbedeutende (?) Arbeit, als Nachsehen der im Feuer stehenden Fabriken und dergleichen, sondern um die eigentliche Fabrikation in vorrätiger Form hatte die „Veltener Zeitung“ von dem Vorgang Notiz genommen; doch mußte sich der Redakteur vom Herrn Amtsvorsteher eine Zurechtweisung gefallen lassen und die Sache wurde von diesem dargelegt, als herab die Mittheilung auf unweilbarem Geschwätz, obgleich die Thatsache bereits im ganzen Ort bekannt war. Man kamen die Denunzianten zu der Frage: Wer hat die Denunziation eingereicht? und die Antwort war gleich bereit: der Vorstand des Töpfervereins! Dieser bezieht sich, gegen eine solche Vermuthung Front zu machen und zwar in Form einer Annahme

Aus Kunst und Leben.

Es ist sicherlich sehr interessant, einmal die Frauen über Frauenachten zu hören. Ihren Schwestern in Japan haben mehrere amerikanische Damen, darunter die Wittwe Garfield's und die Frau des gegenwärtigen Präsidenten Cleveland, in einem offenen Schreiben sehr vernünftige und herzigenswerthe Rathschläge ertheilt. Die japanischen Damen wollen nämlich das Modelld ihrer Schwestern in den über die Theilen der Welt anlegen, die wohlbekanntesten Moden von wechselnder Form. Es seien aus diesem Warnungsschreiben die amerikanischen Damen an diejenigen in Japan die folgenden Stellen zitiert: „Wenn nun die Frauen Japans fest entschlossen sind, das ausländische Kleid zu tragen, so würde es zweckmäßig sein, ihnen davon abzurathen; bevor sie jedoch ihren Entschlus zur Ausführung bringen, sollten sie zum mindesten die Merkmale jener kennen lernen, welche diese Angelegenheit gerührt haben. Es mögen einige Kritiker behaupten, daß das gegenwärtig getragene japanische Kleid unanständig sei; unserer Ansicht nach könnte man dem japanischen Kleide nichts getadelt werden. Vom Gesichtspunkte der Schönheit, Grazie und Angenehmheit jedoch ist das japanische Kleid elegant und dinstig, und würde für eine Japanerin Jahre brauchen, sich ein solches gewohntes Kostüm anzupassen und es mit gleicher Grazie das frühere zu tragen. Was die Rückstehen der Spalten anbelangt, so genügt ein Blick, um zu erkennen, daß in der Weiskünigkeit europäischer Mode und ihres Aufwuchs eine gewisse Menge leichtflüssigen Stoffs verwendet ist, so daß — obgleich die Japanerin ihre eigenen, reichen und schönen Stoffe verwendet oder nicht — der Preis des ganzen Kleides erhöht wird, und zu reden von der ständigen Umwandlung der Hausarbeiten, dadurch bedingt wird und eine weitere erhöhte Gelblichkeit nach sich ziehen muß. Fremde Teppiche, Sessel und Möbel müssen fremden Kleidern und Schuhen auf dem Fuße stehen um jene reizenden Interieurs, die in aller Welt beliebt und dem Abendlande als Muster harmonisch und facher und dabei vornehmer Schöndahit gepriesen werden, sich umzuformen. Eine besondere Aufmerksamkeit der japanischen Frauen verdient aber die gesundenheitliche Seite der Frage, welche Uebel der abendländischen Kleidung nämlich ist die häufige Gewohnheit, Nieder zu tragen, weit abhängiger als ihren Folgen als die chinesische Gewohnheit des Fußens der Föhren. Die Japaner verachten die legemächtige Sitte, warum nicht die thörichte und abschauliche Sitte

mir sehr schwer, von ihr herauszukommen, wo Sie wären . . . aber endlich sagte sie es mir doch, und ich eilte hin.“

„Und was wollten Sie?“

„Sie zurückhalten, wenn Sie Ihren verzweifelten Entschluß verwirklichen wollten. Ich sah Sie herauskommen und in einen Wagen steigen . . . Ich nahm den nächsten . . . ich fuhr Ihnen nach, und als Sie ausstiegen, stieg ich auch aus . . . Ich wußte zuerst nicht, was Sie wollten, aber bald bemerkte ich es . . . Sie liefen in den Tod . . . und um eine Minute wäre ich zu spät gekommen.“

„Wenn Sie meinen Brief gelesen haben, so werden Sie einsehen, daß ich sterben muß.“

„Und ich bin gekommen, weil ich ihn gelesen habe.“

„Ach! Jetzt verstehe ich Sie . . . Sie wollen, daß ich lebe, weil Sie Gunttram geschworen haben, daß, wenn meine Tochter ihre Mutter nicht mehr hätte, das einzige Hinderniß verschwinden würde, das Ihrer Heirath im Wege steht . . . Es wäre Ihnen schwer gefallen, Ihr Wort zu brechen, aber noch schwerer fällt es Ihnen, es zu halten . . . Sie wollen lieber einen Vorwand behalten, um Therese zu verlassen.“

„Sie beurtheilen mich falsch“, sagte Herr von Cloen traurig.

„So beweisen Sie mir, daß ich mich täusche“, erwiderte Jeanne. „Entfernen Sie sich. Niemand weiß, daß Sie mit mir gesprochen haben. Wir sind allein. Dort ist die Seine. Galtien Sie mich nicht zurück.“

„Ich kann mich anders rechtfertigen.“

„So reden Sie, verlängern Sie nicht meine Dual!“

„Ich bitte Sie, leben zu bleiben und mir die Hand Therese's, Ihrer Tochter, zu geben.“

„Was sagen Sie? Nein, das ist ja gar nicht möglich . . . und doch . . . Sie können nicht grausam sein und mich durch eine Lüge täuschen. Kann ich denn wirklich glauben, daß Sie mir meine Vergangenheit nicht verzeihen?“

„Sie haben sie geföhnt. Sie wollten sich selber opfern, um das Glück Ihrer Tochter zu sichern.“

„So würden Sie dulden, daß ich Zeuge des Glücks

Therese's bin? . . . Sie würden mir erlauben, sie wiederzusehen . . .“

„Sie sollen sie nicht verlassen . . . wenn Sie darauf eingehen, nicht länger in Paris zu wohnen. Wir werden in's Ausland gehen . . . oder wohin Sie wollen . . . und wenn Fräulein Baldieu meinen Namen tragen wird, werden wir uns dauernd in der Bretagne niederlassen.“

„Nein . . . so viel will ich nicht fordern . . . Therese soll nicht wegen ihrer Mutter erdrossen . . . ich werde im Ausland bleiben . . . ich . . .“

„Die Mutter der Baronin von Cloen soll geachtet sein, dafür will ich sorgen“, unterbrach sie Andreas ernst.

„Und ich fürchte nur eines . . . daß Ihre Tochter sich weigern wird, einen Mann zu heirathen, der so lange zwischen der Liebe zu ihr und den Vorurtheilen seiner Klasse geschwankt hat.“

Jeanne wollte vor diesem Edelmann in die Knie sinken, der Opfer mit Opfer vergalt. Er faßte sie an der Hand und sprach sanft zu ihr:

„Ich werde erst wahrhaft glücklich sein, wenn sie mir verzeihen hat. Darf ich sie sehen?“

„Wie? Deut Nacht noch!“ rief Jeanne überrascht.

„Nein, aber morgen um drei Uhr. Ich werde mit Herrn von Arbois kommen. Haben Sie mir nicht geschrieben, daß sie uns erwartet?“

„Und daß ich nicht da sein würde . . . ja, und ich glaube, sie würden ihr meinen Tod mitzuthellen haben . . . Ach, das Glück ist zu groß! . . . Und sie soll es ganz allein genießen. . . Ich sagte ihr, daß ich bei dieser Zusammenkunft, welche die letzte sein sollte, nicht zugegen sein würde . . . und so werde ich denn eine Stunde nach Ihnen kommen . . . um an ihrer Freude mich mit zu freuen.“

„Und auch an meiner Freude“, sprach Andreas und drückte einen Kuß auf ihre Hand. „Gestatten Sie, daß ich Sie jetzt zu Ihrem Wagen zurückbegleite!“

(Schluß folgt.)

in der W. B., die an die Fabrikanten gerichtet war. Für ungefähre Wortlaut war, es sei nicht Aufgabe des Fachvereins, Denunziationen einzureichen, da derselbe sich mit würdigeren Dingen zu beschäftigen wüßte. Der Redakteur Herr W. verzögerte jedoch die Aufnahme derselben mit der Entschuldigung, ohnehin schon wegen dieser Sache zurechtgewiesen zu sein und er könne nicht auch noch gegen die Fabrikanten vorgehen. Da diese Zeitung also wieder, wie sie schon öfter gezeigt hat, augenscheinlich nur für den Amtsvorsteher oder die Fabrikanten besetzt ist, so möchten die Arbeiter sich doch endlich besinnen lassen und jenen auch das Abonnement derartiger Blätter überlassen und sich jenen Zeitungen zuwenden, die nicht allein mit Vergnügen das Geld der Arbeiter einstecken, sondern auch ethisch und wahr die Interessen derselben vertreten.

Eine folgenschwere Entscheidung wird am 16. September fällen, nämlich die Entscheidung darüber, ob der große Kolonialdokter Karl Peters eine Vandalenlandadmission für den Wahlkreis Lüchow-Dannenberg-Blecke annimmt oder nicht. So theilt die „Deutsche Kolonialzeitung“ mit.

Die dänische Partei in Nordschleswig beabsichtigt eine Wahlmänner-Versammlung für ganz Nordschleswig abzuhalten, in welcher die sogenannte Eidesfrage diskutiert werden soll. — Bekanntlich ist man in gewissen dänischen Kreisen Nordschleswigs sehr ungehalten darüber, daß der Abgeordnete Lassen als wahlmännischer Landtagsabgeordneter den von der Verfassung vorgeschriebenen Eid geleistet hat.

Hausdurchsuchung und Verhaftung in Offenburg. Die „Länd. Nachr.“ theilen unterm 8. d. folgendes mit: „Wir leben in der Zeit der Hausdurchsuchungen. Gestern Nachmittag wurde in den Wohn- und Fabrikräumen des Herrn C. G. e. d. einer angeblich in letzter Zeit angekommenen größeren Sendung verbotener Schriften gesucht. Da die Sendung unbekannt in der Phantasie mancher Leute existieren könnte, wurde sie eingehend gesucht. Wir müssen bemerken, daß diese Hausdurchsuchung, welche der stellvertretende Untersuchungsrichter, Herr Landgerichtsrath May leitete, bei aller Gründlichkeit, mit welcher sie besorgt wurde, doch nicht den Umsturz der bestehenden Hausordnung herbeiführte, wie jene in Döcker'schen Hause. Da die gestrige Hausdurchsuchung mit Beziehungen des Beschlagnahmten zu Herrn Dr. Walther begründet wurde, nimmt man an, daß einer in jüngster Zeit für Herrn Dr. Walther an dem Großhändler Geschäft gelangte Sendung die Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Herr Dr. Walther wurde heute früh verhaftet aus folgenden Gründen: 1. weil er die ihm zur Last gelegte That leugnet; 2. weil er für den in Haft befindlichen Joseph Klein beim Herrn Untersuchungsrichter Geld deponieren wollte, damit Klein sich selbst vertheidigen kann. 3. weil er in freundschaftlicher Beziehung zu den Herren C. und Ad. Ged. steht. — Eine solche Motivierung übertrifft alles, was bisher an Verhaftungsgründen geleistet wurde. — Die Untersuchung ist darauf gerichtet, auch die Stadt Offenburg jenen berühmten Städten anzuschließen, in welchen im Sinne des bekannten Freiburger Urtheils Bestrafungen von Sozialdemokraten wegen sogenannter „geheimer Verbindung“ erfolgten. Ob die Großhändler-Vereinigung mit dieser Verfolgung Glück haben wird, wird sich zeigen.“

Stuttgart. Das „Schwäb. Wochenbl.“ schreibt: „Als Nachtrag der bei uns am vorvergangenen Mittwoch stattgefundenen Hausdurchsuchung theilen wir mit, daß Montag eine Vorladung vor den Untersuchungsrichter bei dem lgl. Amtsgericht erfolgte, wo dem Redakteur des Blattes eröffnet wurde, daß die polizeiliche Beschlagnahme die richterliche Sanction erhalten habe und daß das beschlagnahmte Material an den Untersuchungsrichter des großherzoglich badischen Landgerichts in Konstanz abgegangen sei. Die gegen die Beschlagnahme unserer Geschäftsbücher bei der Staatsanwaltschaft am Dienstag eingeleitete mündliche Beschwerde hatte zur Folge, daß der Vertreter der Staatsanwaltschaft erklärte: eine Beschlagnahme der Geschäftsbücher sei überhaupt nicht in den Intentionen der Staatsanwaltschaft gewesen. Der Herr Staatsanwalt telegraphirte denn sofort an das Landgericht Konstanz betr. Rückgabe der Bücher. Dieselben sind am Donnerstag eingetroffen und wurden sofort ausgehändigt. Zugleich wurde uns die Mitteilung, daß das sämtliche sonstige beschlagnahmte Material wieder von Konstanz nach Stuttgart juristisch und von hier aus die Untersuchung alsdann weiter geführt werde.“ — An einem der letzten Sonntage hielt der Gesangsverein „Liedertafel“ auf der „Friedrichsplatz“ ein Waldfest ab. Es erschienen auch zwei Sozialdemokraten, welche von den anwesenden Gesangsvereinen fortgewiesen wurden, welschem Verlangen die Soldaten nicht sofort nachsahen, vielmehr ihr ferneres Verweilen damit motivirten, daß ihnen kein Kompanie- und Regimentsbesuch bekannt sei, welcher das Spaziergehen auf der „Friedrichsplatz“ verbiete. Es entstand ein kleiner Wortwechsel. Die Sozialisten zogen theils ihre Revolver, theils ihre Todtschläger, wurden aber von dem Publikum hierwegen ausgelacht. Neuerdings nun erhielten verschiedene Arbeiter eine Vorladung vor den Untersuchungsrichter wegen — Beleidigung von Beamten im Dienst.

Ausweisung aus Offenbach. Laut Verfügung des Großherzogl. bessischen Kreisamtes Offenbach vom 28. August

ist der Maurer Herr H. F. F. Lorenz auf Grund § 28 des Sozialistengesetzes aus dem Kreis Offenbach ausgewiesen worden. Da Herr Lorenz bessischen Boden nicht betreten hat, da die für Langen projektierte Versammlung vorher verboten wurde, und da derselbe nur in Frankfurt, also auf preussischem Gebiete, in einer Versammlung gesprochen hat, so ist der Grund zu der Ausweisung aus dem bessischen Kreis unerschöpflich.

Konkurrenz. Die letzte Nummer der in München in Biercks Verlag erscheinenden „Münchener Post“ wurde am letzten Sonnabend sozialistengesetzlich konfisziert. Anlaß über die Konfiskation gab ein Artikel über die Thatsache, daß in München ca. 1500—2000 Schulkinder Mittags ohne Aufsicht und theilweise ohne Mittagbrot sind.

Schweiz. Die „Zür. Post“ theilt uns einem schweizerischen Arbeiterblatte folgende Bemerkung zu der Meldung mit, daß die schweizerischen Volkstämme keine Denunziationen wegen sozialdemokratischer Schriften begingen: „Es kommen uns Thaten zur Kenntniß, welche deutlich darauf hinweisen, daß der Bundesrath wirklich der deutschen Regierung bei Verbindung der Verbreitung verbotener (in Deutschland verbotener) Schriften im Deutschen Reich zu helfen bemüht ist. Vor ungefähr zwei Monaten wurden in Ueberlingen zwei Koffer und eine Kiste sozialistischer Schriften polizeilich beschlagnahmt und wurde dabei ein Mann verhaftet. Dem Verhafteten gelang es aber, zu entkommen und Norschach, wo er seit Langem anständig war, wieder zu erreichen. Später wurde er, auf deutsche Requisition hin, vor den Bezirksamtmann in Norschach geladen und als er, gestützt darauf, daß keine nach Schweizergesetzen strafbare Handlung vorliege, seine Aussagen verweigerte, eingesperrt. Während er im Gefängnis lag, wurde in seiner Wohnung vom Bezirksamtmann und einem Polizeiwachtmeister Hausdurchsuchung gehalten, worauf er dann allerdings wieder freigelassen wurde. Dabei theilte ihm der Bezirksamtmann mit, daß die Untersuchung vom Bundesrath in Bern angeordnet worden sei. Das Requisitionsschreiben der deutschen Staatsanwaltschaft war auch schon Wochen vorher eingelangt, so daß die Vermuthung nahe liegt, die Norschacher Behörde habe sich, bevor sie etwas in Sachen that, an den Bundesrath gewandt und sei erst durch diesen zum Handeln veranlaßt worden. Weiter: Bei jener Hausdurchsuchung war ein Brief gefunden worden, dessen Autor nicht ungenau war. Vor circa 14 Tagen wurde nun der damalige Geschäftsinhaber der Genossenschaftsbuchdruckerei in Zürich (in welcher der „Sozialdemokrat“ erscheint), ein Schweizer, polizeilich vorgeladen und über den genannten Brief befragt. Später erhielt auch der vermuthliche Schreiber des Briefes eine Vorladung. Dieser bekannte sich zu der Autorschaft, nachdem ihm vorgehalten worden war, wenn er die Antwort verweigerte, werde der Bundesrath jedenfalls Hausdurchsuchung anordnen. Die weitere Frage, ob er den seiner Zeit in Norschach verhafteten und behausuchten Mann kenne, verneinte er dagegen. Aus diesen beiden Beispielen aus jüngster Zeit geht denn doch hervor, daß der Bundesrath sich wirklich mit dem Vertriebe verbotener politischer Schriften in Deutschland, mit polizeilichen Nachforschungen über diesen Gegenstand beschäftigt. Nachforschungen, Hausdurchsuchungen werden zu diesem Zwecke von unserer neuen politischen Polizei vorgenommen. — Die „Zürich. Post“ bemerkt hierzu: „Wir geben diese Mittheilung rein nachrichtlich. Uns selbst wird allerdings aus Basel gemeldet, daß dort Hausdurchsuchungen wegen des Schmuggels sozialistischer Schriften stattgefunden haben.“

Dänemark. Ueber den Gesundheitszustand der Schulkinder hat Axel Hertel, kommunaler Kreisarzt in Kopenhagen, eine interessante Abhandlung veröffentlicht. Aus den dänischen Erhebungen geht klipp und klar hervor, daß die soziale Lage von entscheidendem Einfluß auf die Kränklichkeit ist. So fand Hertel, daß die Kinder der Freischulen kränklicher sind, als die Schüler, welche Schulgeld bezahlen; erstere gehören aber den schlechtesten Schichten des Proletariats an. Ebenso stellte der dänische Forscher fest, daß auf dem Lande die Arbeiterkinder kränklicher sind, als die Bauernkinder, welche dieselbe Schule besuchen.

Großbritannien. Der Barnell's Fonds wächst mit großer Schnelligkeit. Jetzt beläuft er sich schon auf ca. 1600 Pfd. St. Letzte Woche betrug der Fonds die Hälfte, aber Einzelne sandten 100, 20 und Viele 10 Pfd. St. dafür, so daß er rapide anwuchs. Da kann man recht sehen, was das Publikum leisten kann, wenn es sich für eine Sache interessiert. Uebrigens ein theurer Proseß.

Der in Bradford tagende Jahreskongreß der englischen Gewerksvereine beschäftigte sich in der Sitzung vom 5. d. M. mit der Vertretung der Arbeiterklasse im Parlament. Ueberhaupt hatte den Antrag gestellt, in allen Mittelpunkten der englischen Industrie Arbeitervereine zu gründen und Arbeiterkandidaten dafelbst aufzustellen. Hodge aus Glasgow beantragte zusätzlich, daß es nicht immer nöthig sei, daß die Kandidaten der Arbeiter auch selbst

Arbeiter seien. Dagegen meinte er, daß die englische Arbeiterschaft, wenn sie nicht den Barnelliten nachahmte und ihre Macht zeigte, niemals bei den großen politischen Parteien Gehör zur Durchführung ihrer Forderungen finden würde, womit sich der Londoner Chapman höchst einvernehmlich erklärte, der indessen meinte, daß die Kandidaten der Arbeiter finanziell unabhängig stehen und keiner Diäten bedürfen müßten. Der Arbeiterabgeordnete Fenwick, einer der beiden Vertreter der Kohlengräber von Northumberland, sprach nicht ohne Bitterkeit über seine bisher mit Arbeitern gemachten politischen Erfahrungen. Welche Sympathie, fragte er, hätte die britische Arbeiterschaft im Allgemeinen mit den Arbeitern im Unterhause gezeigt? Dagegen sei keine Gelegenheit unbenutzt gelassen worden, ihnen rüchlings einen Döbel zu versetzen und ihren Einfluß abzuschwächen. Fenwick erklärte, weder für den Antrag noch das Amendement stimmen zu können. Diäten für sämtliche Parlamentsmitglieder sei die einzig richtige Lösung. Herr meinte, die Abgeordneten der Arbeiter im Parlament hätten die Interessen der von ihnen vertretenen Klasse mehr als einmal vernachlässigt. Hierauf wurde das Amendement abgelehnt, der Antrag dagegen angenommen. Zugleich sprach sich die Versammlung zu Gunsten von Diäten für alle Parlamentsmitglieder aus. Zum Schluß wurde ein Antrag auf Nationalisierung des Landes angenommen.

Die Londoner Polizei trieb einen Trupp Unbeschäftigter, nachdem dieselben im Hydepark ein Meeting abgehalten hatten und nach Clerkenwell green marschiren wollten, am Ausgang des Parks in brutaler Weise auseinander.

Frankreich. Aus Paris, 6. September, berichtet die „All. Bl.“: Heute standen die Anarchisten Lucas und Saulnier vor dem Geschworenengericht über der Anklage, am 27. Mai auf dem Pere Lachaise einen Mordversuch auf den Marquisiten Rouillon verübt zu haben. An dem genannten Tage hatten sich nämlich die Kommunisten nach der sogenannten Mauer begeben, um dort wie alljährlich Blumenkränze zu Ehren ihrer in der Reichsblut gefallenen Genossen niederzulegen. Lucas und Saulnier saßen auf der Mauer, und als Rouillon einen Krang niederlegen wollte, gab der erstere drei Revolverkugeln auf ihn ab. Rouillon blieb unverfehrt, zwei andere Kommunisten aber wurden verundet. Es kam alsdann zu einem Kampfe, der damit endete, daß Saulnier festgenommen wurde. Lucas wurde erst später verhaftet. Saulnier hatte nicht selbst geschossen. Lucas erhielt fünf Jahre Gefängniß, Saulnier wurde freigesprochen.

Belgien. Die von den Pariser Arbeitern nach Kopenhagen zum Besuche der dortigen Ausstellung abgedenken 20 Arbeiter lehrten über Brüssel nach Paris heim, und die sozialistische Brüsseler Arbeiterpartei beschloß einen feierlichen Empfang der Pariser Brüder. Derselbe Anschlag verflüchtete, daß dieselben am Nordbahnhofe eintrifften würden, und so zogen die Arbeiterverbände mit rothen Fahnen, zwei Musikcorps und Schildern: „Wir wollen das allgemeine Stimmrecht!“ „Das Volk fordert seine Rechte“ nach dem Bahnhofe. Der Bahnhofesplatz war voll Menschen. Als die Pariser mit ihren rothen Abzeichen an den Hüften erschienen, schrien alle: „Es lebe Frankreich und es lebe die Republik!“ Die Musik stimmte die Pariser an und der Generalrath der Arbeiterpartei voran, die Pariser in der Mitte, zogen die Arbeiter, die Marschallie singend, im von bengalischen Flammen beleuchteten Zuge durch die Straßen nach dem Volkshause, woselbst der Arbeiterführer Wolders sie begrüßte. Jubel, Gesang und Ausruf „Hoch die Kommune!“ beschloßen diese Feier. Da die Pariser über Arbeiterindulgenz mit dem Generalrath der belgischen Arbeiter berathen wollen, so findet erst am nächsten Abend eine zweite Versammlung statt.

Rußland. Petersburg, 4. September. Hier, und zwar in Kreiser, die auf Beachtung Anspruch machen können, kürzt das allgemeine Aufsehen erregende Gerücht, daß sich der Chef der hiesigen Detektivpolizei Putilin als stiller Kompagnon von Räubern und Dieben entpuppt habe. Das durch die eingeleitete Untersuchung zu Tage geförderte Material soll bereits ganze Bände füllen und bis zur Eidung nachweisen, daß der oberste Beamte der Kriminalpolizei einen bestimmten, ganz erheblichen Sold von verschiedenen Verbrecherbanden bezogen habe. Wie es heißt, ist man an kompetenter Stelle noch unentschieden, ob man die Angelegenheit den gewöhnlichen gerichtlichen Weg gehen lassen, oder ob man eine administrative Maßregelung des kompromittirten Beamten vorziehen soll. Wahrscheinlich wird man sich für letzteres entscheiden, um den Stand nicht allzu offenkundig zu machen. Herr Putilin befindet sich übrigens noch auf freiem Fuß.

Amerika. Die Repräsentantenkammer nahm den Gesetzentwurf an, durch welchen dem Präsidenten der Union die verlangten Vollmachten zur Ergründung von Repräsentanten gegen Kanada ertheilt werden. Nur vier Mitglieder des Hauses stimmten gegen die Annahme dieser Bill.

anderen Völkern? Man sagt zuweilen, daß der Gebrauch des Weidens nicht schädlich sei, wenn dasselbe locker geschnitten ist. Wann aber kann eine Frau davon überzeugt werden, daß ihr Weidener zu eng ist? Unsere Gesundheit hängt jedoch im höchsten Grade von der Fähigkeit ab, frei und tief zu athmen. Dies sei bewährt, um die japanischen Damen auf die Gefahren eines engen Bekleidungsweidens aufmerksam zu machen, bevor sie die europäische Kleidung definitiv einführen und sie zur Ueberlegung veranlassen, bevor sie ein Kleid annehmen, das nicht nur ihre eigene, sondern auch die Gesundheit ihrer Kinder beeinträchtigt.

Wie lange währt ein Traum? Es spricht die höchste Wahrscheinlichkeit dafür, ja Erfahrung und Selbstbeobachtung bestätigen es geradezu, daß Traumbegebenheiten in Wirklichkeit nur von Sekunden, höchstens minutenlang dauern sind. Die Wahrscheinlichkeit besteht darin, daß die betreffenden Ereignisse in Wirklichkeit so lange dauern würden und wir nunmehr die im wachen Leben gemachten Erfahrungen in das Traumleben mit übertragen. Dr. F. Scholz berichtet aus seinen Erfahrungen folgendes: Nach schweren körperlichen Ermüdungen und einem geistig wie gemüthlich sehr anstrengenden Tage begab ich mich, nachdem ich noch die Uhr ausgelesen und auf das Nachtlischchen gelegt hatte, zu Bett und schlief bei noch brennender Lampe sofort ein. Als bald befand ich mich auf hoher See an Bord eines mir bekannten Schiffes. Ich war wieder jung und stand im Ausguck. Ich hörte das Meer rauschen und goldene Lichtwellen umwoogen mich. Wie lange ich so stand, weiß ich nicht; aber es war eine unendliche Zeit. Da änderte sich die Scene. Ich war am Land und meine längst verstorbenen Eltern kamen, mich zu begrüßen; sie führten mich zur Kirche, wo lauter Orgelton erklang. Ich freute mich, wunderte mich über die gleiche Zeit, dort meine Frau und Kinder zu sehen. Die Geistliche betrug die Kanzel und predigte; aber ich konnte nichts verstehen, da die Orgel immer noch gespielt wurde. Ich sah nun meinen Sohn an der Hand, um mit ihm den Kirchhof zu besichtigen; aber wiederum verwandelte sich die Scene. Ich stand neben meinem Sohne stand ich neben einem mir früher bekannten, in Wirklichkeit längst verstorbenen Offizier. Ich bin ein Militärarzt beim Manöver und wundere mich eben darüber, daß unser Major ein so jugendliches Aussehen hat, als ganz in der Nähe unermüthet eine Kanone abgefeuert wird. Gewöhnlich fuhr ich in die Höhe, wache auf und merke, daß der verstorbenen Kanonenschuß seine Ursache in dem Offizier der Schlafwandlung hatte, durch die Jemand eingetreten, findet. Wahre Erwachen hatte ich in dem Traume durchlebt; aber als ich auf der

Uhr nachsah, war seit dem Einschlafen nicht mehr als — eine Minute vergangen, viel kürzere Zeit, als man zum bloßen Erzählen braucht.“ So wenig Werthwüdiges dieser sonst sehr gewöhnliche Traum zeigt, so giebt er doch ein vorzügliches Beispiel ab für den hohen Grad von Täuschungen, deren Träume bezüglich ihrer Zeitdauer unterliegen. Auch sind Beobachtungen, aus denen sich ebenfalls die außerordentliche Kürze der Zeit ergibt, innerhalb deren ein Traum im Gehirn des Schlafenden sich abspielt, wiederholt gemacht worden. Napoleon I., der bei der Explosion der Höllemaschine im Wagen schlief, durchlebte in dem unendlich kleinen Zeitraum zwischen der Wahrnehmung des Knalles und dem Kanonade der Deisterreicher und erwachte mit dem Ausrufe: „Wir sind unterminirt!“ Ebenso wie im Traume hat man auch bei außerordentlichen Vorgängen, so z. B. in Fällen von dringender Lebensgefahr, beobachtet, daß die seelischen Prozesse mit ungewöhnlicher Schnelligkeit abspielen. Von einer Dame, die dem Extrinken nahe war, wird berichtet, daß sie nach ihrer eigenen Mittheilung in dem Zeitraum von 2 Minuten ihre ganze Vergangenheit noch einmal durchlebte, wobei die unbedeutendsten Details sich vor ihrer Phantasie ausbreiteten. Scholz nimmt an, daß in Augenblicken großer Lebensgefahr das Seelenleben sich gewissermaßen konzentriert und eine große Fülle und unbewußter Vorstellungen sich plötzlich an die Oberfläche drängen; andererseits dürfte eine Beschleunigung für die außerordentliche Schnelligkeit, mit der die verschiedenen Vorstellungen im Traume auf einander folgen, wohl in dem Umstande zu suchen sein, daß mit der Aufschaltung gewisser Nervenzentren (Ganglien), wie sie allem Anschein nach im Traume stattfindet, die Bahn, welche der Nervenstrom im Gehirn zurückzulegen hat, eine so viel kürzere und der zu überwindende Widerstand ein so viel geringerer ist, als im wachen Zustande, wo jene Ganglien, in welchen die höheren seelischen Thätigkeiten sich abspielen, als ebensovielfache Fortleitung des Nervenstromes verzweigte Zwischenstationen in dem Gehirnapparat eingefügt sind.

So ist bekannt, daß Lessing kein großer Musikfreund war, ja daß nach seinem eigenen Ausspruche das Anhören eines längeren Konzertes ihm geradezu Qualen bereitet haben soll. Nebenliches wird von dem berühmten französischen Lustspiel- und Possendichter ohne weitere Angabe der Quelle so gern zu benutzen pflegen, erzählt. So berichtet, allerdings wohl nicht ohne Uebertreibung, ein früherer Freund desselben und Mitarbeiter des „Monde“: „Labiße wurde stets

ganz wild, wenn er Musik hörte, und suchte seinen Doh gegen die Göttliche auf jeden zu übertragen, mit dem er umging. Eines Tages begegneten wir Balanzier, dem damaligen Leiter der Großen Pariser Oper: „Sie lieben ebenfalls nicht die Musik, belassen Sie es nur!“ rief er ihm zu, „denn Sie machen ein Geschäft mit ihr, und ist etwa ein Pastendäcker gern Pasteten?“ Ein einziges Mal ließ sich Labiße mit unendlicher Mühe dazu verleiten, eine Oper zu besuchen. Es war zur Zeit, als er sich verheirathen wollte. Die Freunde und Verwandten hatten eine Zusammenkunft mit seiner zukünftigen an einem dritten Orte vorgeschlagen. Sie wählte die Große Oper und wollte mit ihren Eltern diese Vorstellung besuchen; also wurde auch Labiße dazu eingeladen. Bei der bloßen Mittheilung erstarrte sich der Dichter: „Eine Frau, welche die Musik liebt? Oh! Nie!“ Trotzdem ließ er sich schließlich überreden und ging, um nicht geradezu unhöflich zu erscheinen, an dem bestimmten Abend ins Theater. Es wurde Rossini's „Wilhelm Tell“ gegeben. Labiße betritt etwas bleich, aber geföhlt seine Loge und setzt sich neben seine Auserlorene. Alles schien gut zu gehen. Aber schon in der Mitte des ersten Aktes schien der Dichter Zeichen der Unruhe und Aufregung von sich zu geben, die seine Umgebung nicht wenig störten. Der zweite Akt beginnt — Labiße hält es nicht mehr aus — springt auf, verläßt die Loge und rennt mit großem Schritten, aufgeregt, auf dem Korridor hin und her. Kurzer geholt und mit allen Bitten und Vernunftgründen festgehalten, sitzt er, die Stirn von Angschweiß bedeckt, sich mit den Händen die Ohren zuzuhaltend. Da endlich, noch ehe der Akt zu Ende war, ist er nicht mehr Herr seiner Qual, er erhebt sich heftig, so daß der Stuhl mit Geräusch umgeworfen wird, er stürzt hinaus und verläßt die Loge, das Theater und die ihm zugeordnete Braut, die er nie wieder gesehen hat.

Ein Gewerber. Als Auroresum theilt man aus Mohnungen der „Königsb. Hart. Bl.“ mit, daß zu der dort valanten Gildnerstelle an der evangelischen Kirche, welche mit 400 M. jährlich dotirt ist, unter den vielen Bewerbern sich ein Theologe aus Königsberg gemeldet hat. Derselbe giebt in seinem Bewerbungsgesuche an, daß er die verlangten Erfordernisse: „1. Besitzt gediegener Clementarischulkenntniß, 2. musikalisches Gehör, 3. kirchlichen Sinn und Nüchternheit“ habe, ja auch außerdem Theologie sei und vier Semester hinter sich habe. Die 400 M. können bei diesen Anforderungen und da das Institut aus Mohnungen, der Geburtsstadt Herders, komme, nur monatlich zu rechnen sein, und er bewerbe sich in diesem Falle ernstlich um die Stelle.

Lokales.

In unseren Gemeindeschulen ist wiederum die Zeit der öffentlichen Prüfungen gekommen. Die Beteiligung des Publikums daran ist jedoch in den meisten Schulen so gering, daß man ernstlich vor die Frage gestellt wird, ob diese Einrichtung für die gegenwärtige Gestalt unserer Schulen überhaupt noch von Werth ist. In anderen Großstädten hat sich dieselbe Erscheinung gezeigt, und man hat sich vielfach entschlossen, die öffentlichen Prüfungen ganz fallen zu lassen. Nur wenn die Schulklassen den Reigen eröffnen und durch ihre Reigen, oft mit nicht ausfallenden Antworten zum ersten Male als vollwertige Bürger der Schule öffentlich zeigen, ist der Zuschauerraum bis auf den letzten Platz besetzt. Welche Mutter möchte nicht einmal mit eigenen Augen sehen, wer der Lehrer ihres Kindes ist, wie ihr Herzblättchen sich unter den Kameraden ausnimmt und welchen Platz es unter ihnen inne hat. Und was ist der Zufall, daß Klein-Käsechen oder Lotischen eine recht hübsche Antwort giebt, so eine, die bei der ganzen Zuhörerschaft Anklang findet, so geht die zärtliche Mutter hoch beglückt von ihrem Kind und verzogelt die Schulleistungen ihres Lieblinges nun mit doppeltem Eifer. Schwer entläßt sich sie freilich, wenn ihr Kindchen unter den fleißigen, die mit ihm zu derselben Klasse gehören, gar nicht zu Worte kommt, möchte es seinen Finger auch noch so fleißig gebogen haben. Der Zuschauerraum leert sich während der Vorführung der Mittelklassen immer mehr, und oft ist nicht eine einzige Person dort zu sehen. Die Prüfung wird dann vor dem Schulpflichter, einem Stadtordnungsbeamten und einigen Lehrern allein abgehalten. Erst wenn die Oberklassen in denen gewöhnlich einige schwieriger und gut einstudirte Gesänge zu Gehör gebracht und chemische oder physikalische Experimente, die für viele Eltern von Interesse sind, ausgeführt werden, finden sich in der Regel wieder mehr Zuhörer ein. Immer aber ist die Zahl der Anwesenden im Verhältnis zur Zahl der Kinder so gering, daß von einer rechtlichen Beteiligung des Publikums nicht gesprochen werden kann. Die Ursache dieser Erscheinung liegt nicht in dem geringen Interesse der Eltern an der Schule, sondern in einem andern Umstande. Wenn in unseren 16-20klassigen Schulen auch nur 10-12 Klassen in 4-5 Vormittagsstunden in demselben Saale gerufen werden sollen, so kommt auf jede Klasse, die durch Herrn- und Hinausführung der Klassen verbrauchte Zeit abgerechnet, kaum eine Viertelstunde. In dieser Zeit kann nur ein sehr kleines Bruchstück des Peniums erledigt werden, und ein großer Theil der Kinder kommt überhaupt nicht heran. Haben aber die Eltern einmal den Weg zur Schule gemacht, so wollen sie auch von den Leistungen ihrer Kinder eine kleine Probe sehen. Wenn die prüfenden Lehrer die anwesenden Eltern kennen, so gieken sie auch die betreffenden Kinder so oft wie möglich heran. Aber diese Belanntschaft ist selten vorhanden, und so kommt es, daß die meisten Eltern entläßt den Prüfungssaal verlassen und zum zweiten Male nicht wiederkommen. Die neueren Ortschaften ist das anders. Hier sind die Schulen kleiner, die Prüfung läßt sich event. auch auf mehrere Tage ausdehnen und jeder Anwesende hat Gelegenheit, von seinem Kinde eine Reihe von Leistungen zu Gehör und Gesicht zu bekommen. Jedes Kind etwas möglichst Geschicktes sagt, dafür ist durch reichliches Einwirken gesorgt. Darum ist auch dort die Beteiligung des Publikums ungleich stärker. Für die Berliner Gemeindeschulen sind die öffentlichen Prüfungen zu einer leeren Zeremonie geworden. In den hiesigen höheren Mädchenschulen sind sie, vielleicht aus diesem Grunde, durch das Prosimulakrallkollegium verboten worden. Für die Beurlaubung des Lehrers und seiner Klasse sind die öffentlichen Prüfungen ohne Belang. Jeder Lehrer muß am Ende des Jahres durch die Verlegung von seinen Erfolgen Rechenschaft geben und wird außerdem durch den Rektor und Schulpflichter in regelmäßigen Zwischenräumen eingehend revidirt. Wenn an anderen Orten die öffentlichen Prüfungen mit Recht als ein Bindeglied zwischen Schule und Haus gelten, so sind sie das in Berlin nach Lage der Dinge keineswegs mehr. Aber es thäte dringend Noth, daß entweder die öffentlichen Prüfungen dementsprechend umgestaltet, oder andere Einrichtungen, welche die Eltern und Lehrer zu sammenführen, getroffen würden. Beides erscheint unüberwindlich. Die Prüfungen auf mehrere Tage auszuwehnen, um so für jede Klasse mehr Zeit zu gewinnen, würde bei der Größe unserer Schulen allerdings unmöglich sein, da der Unterrichtsbedarf dadurch zu lange unterbrochen würde. Wollte man aber jedes Jahr einzelne Klassen heranziehen, so würde wieder der größte Theil der Eltern ausgeschlossen, da sie nur für die Prüfung der eigenen Kinder Interesse haben. Es möchte deswegen das Ansehen sein, die öffentlichen Prüfungen in der jetzigen Form überhaupt fallen zu lassen und dafür den Klassenunterricht an einem oder einigen Tagen des Jahres zu einem öffentlichen zu machen und die Eltern dazu einzuladen. Dann wäre es möglich, nicht nur durch eine eingehendere Prüfung die Kenntnisse der Schüler zu beleuchten, sondern auch durch Unterrichtsproben die Anwendung der Methode zu zeigen und den Gebrauch der Lehr- und Lernmittel anzuweisen. Letzteres erscheint als das Wichtigste. Unterrichtsproben würden nicht nur die häuslichen Unterrichtsversuche der Eltern, für die Nachhilfe und Unterstützung ihrer Kinder, von größtem Werthe sein, sondern auch das Interesse der Eltern für Schule und Lehrkunst bedeutend anregen und Eltern und Lehrer einander näher bringen. Jedes einzelne Kind kann auf einer solchen Prüfung seinen Leistungen gemäß zur Geltung kommen, und wenn öffentliche Anerkennung bei Kindern überhaupt von Werth ist, so kann sie hierbei wirklich geboten werden. Daneben aber könnten und müßten von Seiten der Schule öfter Versammlungen, in denen pädagogische Fragen, besonders Schulangelegenheiten, erörtert würden, abgehalten werden, am besten vielleicht im Anschluß an die Prüfungen der bezeichneten Art. Unsere Schulsäle sind prächtige Versammlungsorte, und eine Besprechung über Erziehungsfragen mit den Lehrern ihrer Kinder ist den meisten Eltern Herzensbedürfnis. Auf diese Art würde die Brücke zwischen Schule und Haus, die jetzt leider recht oft ganz abgebrochen ist, wieder aufgebaut werden zum Segen der Schule und der gesammten Erziehung.

Ueber die Ursache und das Wesen der Kurzsichtigkeit gehen von jeher die Ansichten der Fachlehrten weit auseinander; während man früher die Kurzsichtigkeit meist für eine krankhafte Veränderung des Auges hielt, macht sich neuerdings mehr die Anschauung geltend, daß es bei der Kurzsichtigkeit sich um eine „anthropologische Defektivität“, eine durchaus noch in der Breite der menschlichen Abweichung vom Normalen handelt. Einer der eifrigsten Vertheidiger dieser Auffassung ist der bekannte Straßburger Augenarzt Professor Dr. J. Stilling; er hat vor kurzen eine interessante und auch für die Laienwelt verständlich geschriebene Broschüre „Schädelbau und Kurzsichtigkeit“ (Wiesbaden 1888) herausgegeben, deren wesentlichen Inhalt wir nach der „Post“ in folgendem zusammenfassen wollen. Durch eine große Reihe von Untersuchungen ist Stilling zu dem überraschenden Ergebnisse gekommen, daß die Entstehung der Kurzsichtigkeit im Wesent-

lichen von drei Faktoren abhängig ist; vom Bau der Augenhöhle, von der Bildung des Schädels und von der Racen-eigenthümlichkeit. Man unterscheidet die Formen der Augenhöhle als hohe und niedrige. Nach Stilling's Messungen ist nun bei Kurzsichtigen die Gestalt der Augenhöhle von der der Normal- und Weit-sichtigen außerordentlich verschieden, indem die erstere sowohl im Höben- wie im Breiten Durchmesser vom Normalen abweicht; bei Kurzsichtigen ist die Augenhöhle breit und niedrig, bei Weit- und Normal-sichtigen hoch und schmal. Diese durch Untersuchungen an Erwachsenen gewonnenen Resultate wurden auch bestätigt durch Messungen an den Schülern des Straßburger Lehrerseminars, des protestantischen Gymnasiums und des Lyceums, mit dem einzigen Unterschiede, daß bei den letzteren der atypische Bau der Augenhöhle noch nicht vollkommen entwickelt sich zeigte, doch bereits fast immer soweit ausgebildet war, daß Stilling mit der größten Wahrscheinlichkeit in der Mehrzahl der Fälle glaubt vorausbestimmen zu können, ob ein Schüler der unteren Klassen im späteren Verlauf seiner Schuljahre kurzsichtig werden wird oder nicht. Es leuchtet ein, von wem großer praktischer Bedeutung diese frühzeitige Erkenntnis ist. — In Bezug auf den Bau des Gesichtsschädels unterscheidet man Breit- und Schmalgesichter. Zahlreiche Messungen Stilling's beweisen nun unwiderleglich, daß die Breitgesichtigkeit zur Myopie (Kurzsichtigkeit) disponirt, die Schmalgesichtigkeit dagegen zur Hypermetropie (Weitsichtigkeit). Doch ist der Einfluß des Schädelbaues auf die Sehstörungen nicht von der Bedeutung wie die Form der Augenhöhle. — Von der Raceneigenthümlichkeit ist die Entstehung der Kurzsichtigkeit zunächst insofern abhängig, als einzelne Volksstämme eben jenen geschwächten atypischen Schädelbau haben. So ist bekannt, daß die slavischen Racen mehr zur Weit-sichtigkeit neigen als die germanischen, bei vielen russischen Völkern ist sie geradezu charakteristisch. Auch in Deutschland sieht man z. B. in den ostpreussischen Provinzen, in denen namentlich eine starke Mischung mit Slaaven stattgefunden hat, viele Breitgesichter. In England dagegen, wohl auch bei englischen Amerikanern, sieht man viele Langgesichter. Damit stimmt nun überraschend das Resultat früherer statistischer Arbeiten überein, bei denen auffallend viel Kurzsichtige in Russland, dagegen außerordentlich wenig in England gefunden worden sind. Durch den Nachweis, daß die eigentliche Ursache der Kurzsichtigkeit nicht in der Ueberanstrengung der Augen, sondern in den präexistirenden Verhältnissen des Schädelbaues zu suchen ist, werden die höheren Schulen von dem unendlich oft wiederholten Vorwurf entlastet, daß sie die Bläsgläser der Kurzsichtigkeit seien.

Die Verwendung leuchtender Farben hat im Verkehr mit allerlei Gebrauchsgegenständen bereits recht viele Fortschritte gemacht. Daß Leuchter, Streichholzschachteln und ähnliche Geräthe, die man im Dunkeln aufzusuchen gewöhnt ist, mit solcher Farbe bestrichen werden, ist begreiflich; diese selbstleuchtend gemachten Sachen sind bereits zahlreich im Handel zu finden. Neuerdings ist nun ein Schritt weiter gegangen und hat Gegenstände, die nur Theile größerer Sachen bilden, mit selbstleuchtender Farbe hergestellt; so hat man jetzt Schlüssel-schilder, Knöpfe für Kauterke, Thürklinen und ähnliche Sachen, deren Auffinden im Dunkeln wünschenswerth aber schwierig ist, ebenfalls selbstleuchtend gemacht. Dies Verfahren ist ungemein einfach, seit man eine Reihe von Farbstoffen ermittelt hat, welche die Eigenschaft besitzen, die Lichtstrahlen, welche sie am Tage einstrahlen, während der Dunkelheit wieder auszustrahlen. Es ist deshalb auch möglich, daß man Gegenstände mit selbstleuchtender Farbe Tags über dem Sonnenlichte aussetzt, damit sie nicht ihre Leuchtkraft einbüßen, was sehr leicht geschieht, wenn ihnen nicht von neuem Lichtstrahlen zugeführt werden. Sehr zu bedauern ist aber, daß solche wichtige Erfindungen so wenig bei den Behörden Berücksichtigung finden und sich jämmerlich in den Käden der Kleinkramherren vergraben. Man braucht nur einen Blick auf unsere Straßen, in größere öffentliche Gebäude zu werfen und man findet hundertfach Gelegenheit, die leuchtende Farbe nutzbringend anzuwenden. Fast in allen Bahnhofsgebäuden befinden sich jene verhängnisvollen Stufen und Podeste, die dem neuankommenden Reisenden im Bedrängnis gefällig werden, und die Abends auch bei der besten Beleuchtung nicht immer unterschieden werden können. Die gleichmäßig grauen Steinfliesen erscheinen im künstlichen Lichte als eine gleiche ebene Fläche und die Gefahr für Leben und Gesundheit der Vorübergehenden ist immer groß. Man denke nur an die gefährlichen Treppen in den Gebäuden des Potsdamer und des Anhalter Bahnhofes, die für schwächliche Personen geradezu unheilvoll werden können. Hier und an ähnlichen Orten würde eine zweckmäßige Anwendung leuchtender Farben sehr wohlthätig wirken. In noch weit höherem Maße aber gilt dies von vielen unglücklichen Straßenanlagen, wo das Publikum eine Reihe von Stufen zu erklimmen hat, die mit Beginn der Dunkelheit nicht mehr deutlich wahrnehmbar sind und zahlreiche Unfälle herbeigeführt haben und noch herbeigeführt werden. Tüchtige bauliche Hilfskräfte sehen diesen Verhältnissen zur Seite; in diesen technischen Kreisen ist seit einiger Zeit auch so leidlich Stimmung für die Sache; aber es ist eben schwer, für derartige neue Einrichtungen alle Schwierigkeiten zu überwinden, welche die bürokratischen Einrichtungen bei den Behörden mit sich bringen. Gerade unsere Stadtverwaltung scheint in dieser Beziehung an ganz ungewöhnlich zahlreichen Schwierigkeiten zu leiden. So urtheilen die Techniker über unsere elektrische Beleuchtungsanlage, so urtheilen sie auch über den Fortschritt, oder richtiger über den Mangel an Fortschritt auf anderen Gebieten der Technik. Wenn aber eine Stadt, wie Berlin, sich nicht dazu aufraffen kann, für neue Ideen und Erfindungen Raum und nöthigenfalls Unterstützung zu gewähren, dann ist des ein trauriges Renommee für die Reichshauptstadt.

Unsere Sommervögel treten demnächst ihre Wanderung an in die entfernteren Länder, wohin ihnen kein Fuß des Menschen, nur allenfalls der grübelnde Verstand derselben zu folgen vermag. Sobald die Blätter ihre Farbe wechseln, um die mannigfachen leichten Schattierungen anzunehmen, gilt das als ein sicheres Zeichen, daß die gesiederten Nahrungsmittel unseres Erdreichs an den Ausdruck denken. Alle Schönheiten des Herbstes, an welchen sich das Gemüth des Menschen oft mehr als an dem Sommer selbst erfreut, haben für jene keinen Reiz. Die kühler werdenden Nächte und der Mangel an einem In-selbstleben, welches ihnen genügende Nahrung bieten könnte, sollen die Veranlassung zu dieser Wanderung sein. Es verlassen uns der Kukul, der postliche Schelm unter den Vögeln, welcher den Menschen mit seinem Ruf neckt und äßt, die Schwalbe und die Nachtigall. Aber ebenso ausgemacht ist es, daß jener eben angeführte Grund nicht allein bestimmend sein dürfte, diese Wanderung zu veranlassen. Denn schon in Zeiten, wo noch der Schnee auf den Feldern liegt, kommen jene Vögel gewöhnlich zurück; weder die Kälte noch der Mangel an Nahrung, welche in einem solchen vorzeitigen Frühling kürzlicher auszu-fallen pflegt als in den Tagen des oft sommerlichen Herbstes, vermögen sie von der Rückreise zu uns abzuhalten. Ein geheimnißvoller, aber instinktiver und darum unhemmbarer Zug

muß darum wohl der Grund sein für dieses nomadische Dasein, welches die Vögel zwischen so entlegenen und in ihren natürlichen Bedingungen grundverschiedenen Welten führen. Eine Ausflucht bot selbst die Wissenschaft nicht; aber sie stellte Hypothesen auf, welche so glücklich gewählt waren, daß sie der Wahrheit wohl gleich kommen. Danach wohnten alle diese Wandervögel, welche im Frühjahr zu uns kommen, um uns im Herbst wieder zu verlassen, ursprünglich und eigentlich in unserem Klima. Denn hier fanden sie von der Natur alle diejenigen Bedingungen erfüllt, deren sie zu ihrem Dasein bedurften. Plötzlich brach jene Katastrophe herein, welche von der Wissenschaft als Eiszeit bezeichnet zu werden pflegt. Dies geschah mit der Schmelze, welche allen elementaren Erscheinungen anhaftet, und wie etwa bei einem Erdbeben oder bei einer Ueberschwemmung wurden die Wesen davon überfluthet. Sie flüchteten sich nun in Gegenden, bis wohin die Katastrophe mit ihren Folgen nicht mehr reichte. Nun wird aber ein Thier, welches aus seiner Brutstätte verjagt worden, immer wieder instinktiv zu derselben zurückkehren, sobald die Ursache, welche den Weggang veranlaßt, einmal nachgelassen. So war es ganz gewiß auch mit unseren Wandervögeln. Sie erkannten bald, daß sie in ihrer eigentlichen Heimath etwa die Hälfte des Jahres leben und das Brutgeschäft daselbst verrichten können. Die übrigen Monate freilich mußten sie sich mit dem Aufenthalt in den von ihnen in jener Schreckenszeit neubesiedelten Gebieten begnügen. Diese Geflogenheit erbte sich von Generation zu Generation fort, um heute nunmehr instinktiv unseren lieben gekleideten Freunden eigen zu sein.

Der Umzug des Zoologischen Museums, das aus seinen gegenwärtigen Räumen im oberen Stockwerke des Universitätsgebäudes entfernt wird, bietet den Vorübergehenden im Rastantenwäldchen und namentlich den dort spielenden Kinderschaaren viel des Anziehenden und Interessanten. Die seltensten Exemplare fremder Thiere, natürlich nur ausgestopft, aber in ihren äußeren Formen auf das sorgfältigste wiedergegeben, machen den Weg durch das hohe Balkengerüst nach dem Erdboden, und von dort in einen Nebelwagen, der sie dem neuen Aufenthaltsorte zuführt. Nicht selten sind die Thierformen von solcher Ausdehnung, daß sie weit aus dem Nebelwagen hervorragen und nun Schaaren von Zuschauern beim Transport hinter sich herlocken. Antilopen- und andere Kinderarten ragen mit ihren Hörnern und Köpfen nicht selten aus der grünen Umhüllung des Wagens hervor und machen so auf den zufällig Vorübergehenden allerdings einen verblüffenden Eindruck. Da alle diese Präparate sehr sorgfältig behandelt werden müssen, so geht der Umzug nur langsam vor sich.

Eine Fahrt mit der Potsdamer Bahn, auf der jetzt die ganze Strecke bis Zehlendorf flott gearbeitet wird, bietet gegenwärtig ein interessantes und abwechselndes Bild. Gleich nach dem Ueberschreiten der am Bismarckplatz befindlichen Brücke sieht man die ersten Arbeiten für die künftige Erweiterung des Bahngeländes. Dort sind Telegraphenarbeiter beschäftigt, die Telegraphenstangen an ihre neue Stelle zu rücken. Näher kommt sich der Station Schönberg, so hält man die Erweiterungsarbeiten hier für nahezu beendet; das Terrain, das die Bahn hier besitzt, darf nur noch vollständig geordnet werden, um für die Legung der neuen Geleise bereit zu sein. Einige starke Bäume, die im Wege standen, liegen gefällt am Boden, niedrige Sträucher, die den Eisenbahndamm einfaßten, hat man mit der Wurzel aus der Erde gehoben, um sie an geeigneter Stelle wieder einzupflanzen. Bei Friedmann sind die Erdarbeiten in vollem Gange. Ein aus zwanzig bis dreißig offenen Lowrys bestehender Zug ist soden angekommen, und nun beginnen gegen fünfzig Arbeiter den Sand aus den Wagen zu schütten, um das hier erhöhte Bahnterrain in gleicher Höhe nach dem rechtsseitigen Ackerland zu entfernen. Sieht man in dem angekommenen Zuge dieser Arbeit zu, dann macht es den Eindruck, als ob der abgemessene Sand in ununterbrochener Folge wie aus einer Maschine herabfällt; denn die fünfzig Schuppen arbeiten mit größter Schnelligkeit. Sind die Sandmassen den Wagen entnommen, dann legt der Zug von diesem todten Geleise, das besonders zu diesem Zweck hergerichtet ist, auf das andere linksseitige über und fährt nach Steglitz, um dort von den Sandhügeln, die den Bahndamm begrenzen und nun abgetragen werden müssen, neue Sandmassen heranzuholen. Diese Arbeiten werden den ganzen Tag über, von früh an bis zur Dunkelheit, fortgesetzt, so daß täglich ein gut Stück dieser Umgestaltung des Erdreichs geschafft wird. Hier bei Steglitz hat man übrigens auch noch mit anderen Terrain-Schwierigkeiten zu thun, da die Wiesen, die an den Bahndamm grenzen, sehr sumphig sind. Man hat deshalb auf der Seite, wo die Bahnverlängerung stattfindet, mit einer Entwässerung begonnen, indem man durch Abzugsanlässe, deren einer unter dem Bahndamm hindurchgeht, das Wasser nach der anderen Seite hinüberleitet. Zwischen Lichterfelde und Zehlendorf ist man augenblicklich noch mit der Abgrenzung des neu erworbenen Terrains beschäftigt; eine lange Reihe kleiner Holzpfähle bezeichnet die Linie auf dem bisherigen Ackerland, bis zu welcher künftig der Besitz der Bahn reichen wird. Auf dem abgesteckten Terrain ist gleichfalls zunächst mit dem Umlegen der Telegraphenstangen und dem Eben des Bodens begonnen worden. Jeder Abtheilung von Arbeitern ist ein Bahnbeamter zur Beaufsichtigung überwiesen, während die Bahnmeister täglich mehrmals die Strecke besafahren oder abgehen, um nach dem Rechten zu sehen. Ueber den Erweiterungsarbeiten werden auch diejenigen Arbeiten in Angriff genommen, welche zur Unter- oder Uebersicherung von Landstraßen dienen. Bereits hat der Landrath des Kreises Teltow die Bekanntmachung erlassen, daß die Landstraße von Schönow nach Dahlem wegen der Bahnarbeiten für den Verkehr gesperrt ist. Solcher Absperrungen wird es im weiteren Verlauf wohl noch mehrere geben, aber man wird sie gern in den Kauf nehmen, in der sicheren Hoffnung, daß um so schneller geregelte und gesicherte Zustände geschaffen werden.

Zur Lage der Handlungsgelassen schreibt man uns: Die Heranziehung der Handlungsgelassen zu dem geplanten Gesetz für Alters- und Invalidenversicherung veranlaßt uns, einen Blick auf die soziale Lage zu werfen und die trostlosen Zustände dieser Klasse ans Licht zu ziehen. Trotzdem das Herandrängen zum Kaufmannsstande (scheinbar seinen Höhepunkt überschritten hat, ist in der Situation der Gelassen eine merkliche Besserung nicht zu verspüren und ist in Anbetracht der jetzigen Uebersättigung die Befürchtung nicht ausgeschlossen, daß eine entgegengesetzte Strömung, welche die jetzigen Verhältnisse vergrößert, jederzeit wieder Platz greifen kann. Wohin eine derartige Strömung dann führen würde, läßt sich bei der Trostlosigkeit der jetzigen Zustände gar nicht voraussehen. Wenn es einiger Beweise für die Behauptung bedürfte, daß eine erhebliche Uebersättigung an Arbeitskräften vorhanden und das Verhältnis zwischen Angebot und Nachfrage offenbar ungleich ist, so genügen die Thatsachen, daß hier Jahr aus Jahr ein sich tausende von beschäftigungslosen Gelassen befinden, die sich mangels besseren Untertommens mothenhaft um Potiers, Aus-

